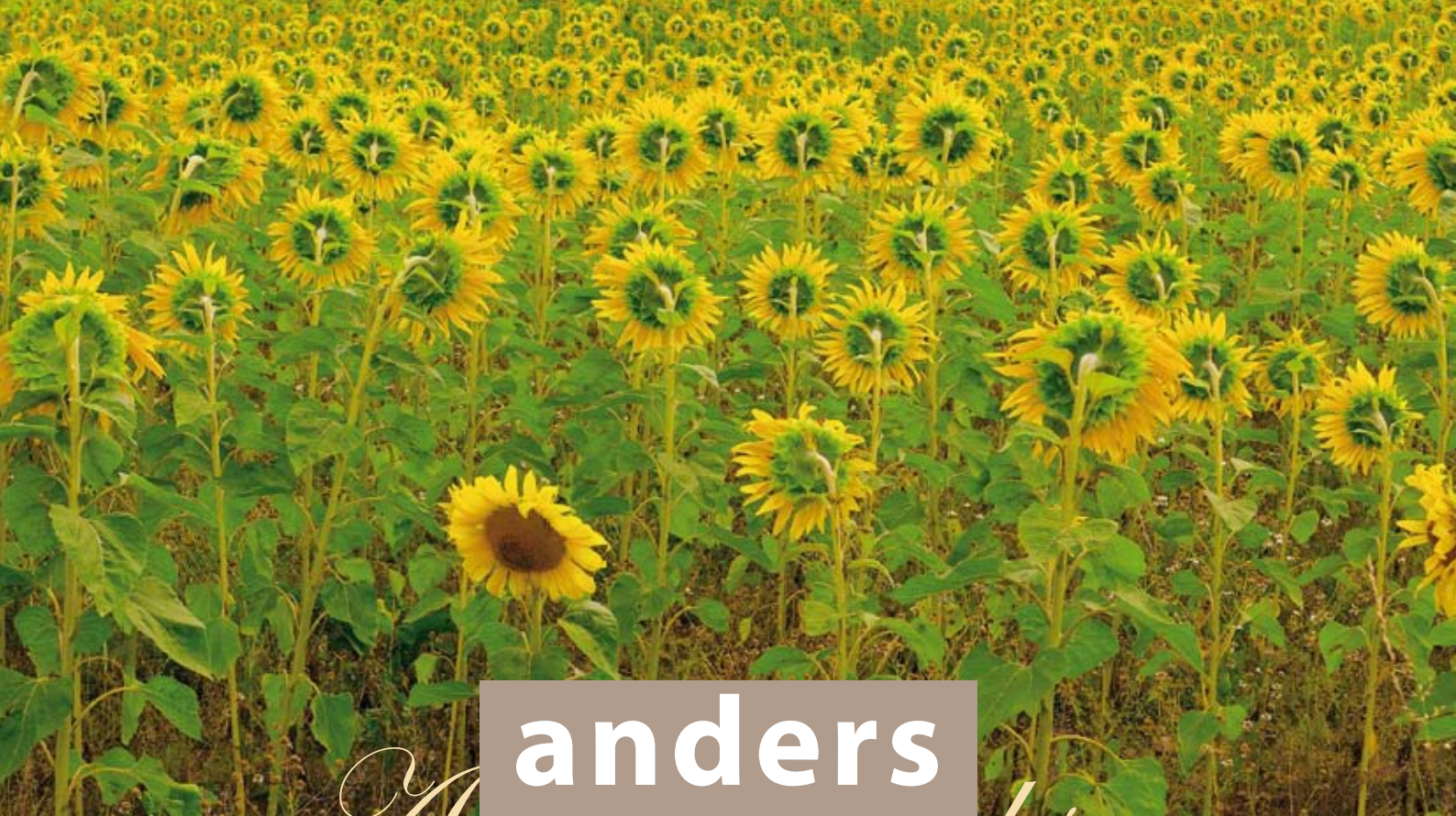




anders

Anders wachsen
wachsen



anders *wachsen*

Impressum:

Ein Projekt der Schreibwerkstatt der Spurwechsel-Initiative zur Konferenz „Anders wachsen – Alternativen für das Oberland“ am 22. April 2016 im Waitzinger Keller-Kulturzentrum, Miesbach

Mit Beiträgen von:

Ruth Alexander, Lisa Böhm, Winnie Freund, Angela Prommersperger, Ines Wagner, Stephanie Wöhringer, Susanne Zetzl, Monika Ziegler

Gestaltung/Layout: Susanne Zetzl

Fotonachweis:

Ruth Alexander: S. 11, S. 13, S. 14, S. 16; Petra Kurbjuhn: Titelbild/ Rückseite, Umschlaginnenseite, S. 5, S. 17, S. 23, S. 25, S. 27; Angela Prommersperger: S. 19; Stefanie Wöhringer: S. 3, S. 6, S. 33; Susanne Zetzl: S. 9, S. 28, S. 30, S. 35, S. 37, S. 39, S. 40/41

Verwendung der Fotos und Texte nur mit Genehmigung der Spurwechsel-Initiative

Herausgeber: Kulturvision e.V., Verein zur Förderung der Kultur im Landkreis Miesbach, 1. Vorsitzende Isabella Krobisch, Bergwerkstraße 25 e, 83714 Miesbach, www.kulturvision-aktuell.de

April 2016

anders *Anders wachsen* *wachsen*

*Ein Projekt der Schreibwerkstatt
der Spurwechsel-Initiative*

Weitgereist

Wortgedanken: „Anders wachsen“ im Zeichen der Zuwanderung
Von Stephanie Wochinger

Weitgereist
Freiheit suchend

Im ReichenLAND

Angekommen
Zielgerichtet
Im Nirgendwo
IrgendWO

Kulturenvielfalt
Einzigartig

Überschattet
Vom zuVIEL

Bedrängt
Vom ANDERSsein

Eingebettet
Ins
Menschen
DURCHEINANDER

Nicht Eilen

Neues will
Klug Gestaltet
WERDEN

Vertrauen wird
ERST keimen müssen
Still und stet
Der Plan sich selbst
ERFÜLLT

Um FREI
ZUwachsen

DIE
Herausforderung
BLEIBT



Amazon

Von Lisa Böhm

Paula bringt den Papiermüll herunter. Natürlich, die Tonne quillt über. Amazon-Kartons, nicht zerlegt. Ihr missionarisches Herz frohlockt. Sie nimmt die Kartons heraus und zerreißt sie. Sollte sie dem netten Paar von gegenüber vermitteln, dass man nicht nur Kartons säuberlich glättet, sondern überhaupt den Internet-Kauf vermeidet? Lokale Geschäfte fördern, Verkehr verringern? Ihr feiges Herz zaudert.

Der Hausbesitzer kommt um die Ecke. Griaß di. Servus. Paula bemüht sich um Freundlichkeit, obwohl sie angefressen ist, denn der Lärm durch den Umbau des Bauernhofes in weitere Wohnungen ist zeitweise fast unerträglich. Einmal war in ihrer Abwesenheit durch die Erschütterungen eine Rotweinflasche aus dem Regal in der Küche zerschellt. Wie nach einem Blutbad hatte es ausgeschaut.

Aber sie liebt ihre Wohnung und will es sich mit dem Vermieter nicht verderben. Und was sagst dazu, zwingt er ihr ein Gespräch auf. Jetzt habens am Ortsausgang so eine Halle für die Asylanten hingestellt. Wird nicht lange dauern und das Gschwerl macht hier Terror. Alle nach Hause schicken, sag i, Grenzen zu. So geht's ja ned,

dass man sich in Bayern bald wie ein Fremder fühlt. Erst die Itaker, dann die Türken und jetzt die Araber, Schluß, sag i.

In Paula regt sich Widerspruch. Wer hat denn in all den Jahren in Krankenhäusern und Altenheimen gearbeitet und wer wird uns einmal im Rollstuhl herumfahren? Und wieso können wir nicht etwas abgeben, wo es uns so gut geht? Gehört nicht die Erde uns allen? Sollten wir nicht am Leid der Flüchtlinge teilhaben und sie Gastfreundschaft spüren lassen? Es ist doch nicht dein Verdienst, hier in Bayern geboren worden zu sein. All diese Gedanken huschen durch ihren Kopf und drängen danach ausgesprochen zu werden. Aber sie finden den Weg nicht zu ihrer Zunge.

Der Vermieter schaut sie herausfordernd an: Und was sagst du dazu? wiederholt er.

Sie sucht nach Worten. Worten, die den Spagat schaffen zwischen Überzeugung und Feigheit und letztlich schafft sie es zu der Bemerkung: „So schlimm wird es schon nicht werden.“

Dann dreht sie sich um und glättet eifertig weiter die Amazon-Kartons ihrer Nachbarn.





Digitale Diät – Experiment Ruhe

Laut Studie wird alle 7 Minuten 135 mal am Tag das Handy eingeschaltet
Von Stephanie Wochinger

anders
wachsen

*Da liegt ES
Heute schweigt ES*

*Ausgeschaltet
Statt
Eingeschaltet*

*Luxus Zeit
Beginnt*

*Vom unwichtigen
Befreit*

*Zeit gewonnen
Nicht mitteilen MÜSSEN*

*Sich dem gegenüber
Widmen können
Nachdenken können
Zeit neu einteilen können*

Nichts tun KÖNNEN

*Informationsflut
Hinter sich lassen
Und*

*Verfügbarkeit
Der Pflichterfüllung
Ablegen können*

*Später wieder
Einschalten*

*Ausgeruht
Im Gleichgewicht der
Lebenskunst*

*Wieder teilnehmen
können*

KOSTBARKEIT

Perfekt

Von Susanne Zetzl

Ich zeichne gerne Mandalas. Nicht die aus den Malbüchern von Erwachsenen, sondern selbst entworfene. Ich mag es, wie die Bleistiftlinien das weiße Papier langsam in geometrische Formen aufteilen. Dabei kann man wunderbar über das Leben nachdenken.

Ich fange immer in der Mitte an, da, wo sich die beiden diagonalen Linien kreuzen. Exakt dort setzte ich den Zirkel an und zeichne den ersten Kreis. Perfekt! Die Bleistiftlinien ziehe ich später mit einem schwarzen Fineliner nach: dünn muss er sein, das sieht edler aus. Dann werden aus den zarten Bleistiftlinien perfekte schwarze Linien, natürlich mit Lineal gezogen.

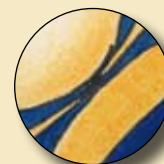
Schon wieder *perfekt* ... Was nicht alles immer perfekt sein muss: Der Rasen im perfekt gestalteten Garten, bevölkert von perfekten Kindern, die schon in der Krippe englisch lernen, behütet von perfekten Eltern, die es spielend schaffen, nebenbei auch noch eine beispiellose Karriere hinzulegen – beide, wohlgemerkt. So was geht

natürlich nur, wenn man dafür auch den perfekten Partner an seiner Seite hat. Wir wissen zwar nicht, was aus Romeo und Julia geworden wäre, aber zumindest ihre Liebe war perfekt. Nur, was hat's ihnen gebracht? Besonders schlau haben sich die beiden am Ende ja nicht gerade angestellt. Also doch nicht perfekt.

Waren Lizzy Bennet und Mr. Darcy perfekt? Eher weniger. Der ganze Roman dreht sich nur darum, wie sie sich gegenseitig ihre Fehler um die Ohren hauen. Aber gerade das macht es ja so spannend ...

Ich lege Zirkel und Stift zur Seite. Betrachte mein Werk. Mit der Bleistiftzeichnung bin ich ganz zufrieden. Im zweiten Schritt müsste ich jetzt die vorgezeichneten Linien mit dem Fineliner nachziehen. Mit Lineal und Schablonen. Hm.

Mein Blick wandert zwischen dem Blatt Papier und den Utensilien der Perfektion hin und her. Nach kurzer Überlegung schiebe ich sämtliches Plastikzeug zurück in



die Hülle. Ich werde die schwarzen Linien frei mit der Hand nachzeichnen. Etwas nervös setze ich den Fineliner auf. Er eiert herum wie ein Achter beim Fahrrad.

Perfektion ... Der perfekte Job, der perfekte Urlaub ... warum streben wir in allem nur Perfektion an? Was ist denn so reizvoll daran? Würde es uns allen nicht besser gehen, wenn wir das mal beiseite ließen? Können wir es nach einem Liebesfilm à la Hollywood nicht einfach bei einem hingehauchten „Haaach!“ lassen? Anstelle gleich wieder an unserem Partner rumzumäkeln, weil der nun mal nicht aussieht wie Brad Pitt und handelt wie Mr. „Ich-les-dir-jeden-Wunsch-von-den-Augen-ab“? So klappt das garantiert nicht, mit der perfekten Beziehung. Wie oft am Tag wir wohl den Begriff „perfekt“ in den Mund nehmen – ?

Ich lehne mich zurück, ein kritischer Blick: Die schwarze Linie auf meinem Blatt Papier sieht aus, als wäre sie lieber eine Luftschlange geworden. Egal; Perfektion war gestern, ich mach weiter.

Andererseits kriegen wir eben auch ständig reinge-drückt, wie man zur perfekten Figur kommt, weil man die perfekte Diät entdeckt hat. Und wenn man der Werbung Glauben schenken darf, dann müssten Falten längst ausgestorben sein. Sind sie aber nicht. Wenigstens nicht die echten. Ich meine nicht die weg-gephotoshopten, die dann die Gesichter auf den TV-Zeitschriften so artifiziell aussehen lassen, wie blankgeputzte Christbaumkugeln.

Mist, rausgefahren. Ein hässlicher kleiner Fahrer an einer Stelle, an die er nicht hingehört. Sieht ziemlich unperfekt aus. Jetzt habe ich zwei Möglichkeiten: Entweder, ich mache weiter und lasse es, wie es ist. Mit all seinen *Fehlern*.

Oder ich scanne das Mandala am Schluss ein und retuschiere die Störer im Photoshop raus. Dabei könnte ich ja auch gleich noch mal die Farben ein wenig aufpeppen. Und die krummen Linien begradigen. Etwas mehr Kontrast würde auch nicht schaden, das sollte die Sache perfekt abrunden ...



Bauernhof sucht Frau

**Bericht über den Einsatz als Erntehelferin bei der Bergbauernhilfe Südtirol, Juni 2015
Von Ruth Alexander**

Seit 1996 vermittelt die Bergbauernhilfe Südtirol freiwillige Helfer zu Bergbauernfamilien, die ihre Höfe unter schwierigen Bedingungen bewirtschaften. Die Freiwilligen helfen bei der Ernte, im Haushalt, bei der Betreuung von Kindern, älteren und behinderten Menschen. Ruth Alexander war im Juni 2015 eine Woche als Helferin bei einer Familie im Gadertal.

Abenteuer – sich auf etwas einlassen, das einem fremd ist. Nicht zur Selbstverwirklichung, sondern in erster Linie, um zu helfen– bei der Heuernte. Das Abenteuer liegt nur 245 Kilometer südwärts, in einem Tal, das bis zum 20. Jahrhundert nur per Steig oder Eselskarren erreichbar war. Noch immer ist die Straße ins Gadertal eng und kurvig – für die Südtiroler Busfahrer aber tägliche

Routine. Unglaublich, dass sich in so einem Tal überhaupt Menschen ansiedeln konnten. Aber nachdem die engen Schluchten durchquert sind, tut sich eine neue, eigene Welt auf. Herma, Giacomo und Peter sind auf meine Hilfe angewiesen. Und ich bin bereit, mich auf sie einzulassen.

Herma und Giacomo sind die Alt-Bauern, beide um die 70 Jahre alt. Peter, ihr ältester Sohn, der Jung-Bauer, ist Single. Eine junge Bäuerin fehlt. Die beiden Töchter von Herma und Giacomo sind schon eine Weile aus dem Haus und mit Laden und Restaurant selbstständig.

Beiderseitige Neugier

Ich bin vor allem für Herma da, für die die Situation auch ein gewisses Abenteuer birgt, denn ich bin ihre erste Helferin, vermittelt von der Bergbauernhilfe in Bozen. Eine Woche liegt vor uns, beide sind wir neugierig und offen. Wir sind uns auf den ersten Blick sympathisch und landen gleich beim „Du“.

Zum Mittagessen in der Wohnküche staune ich nicht schlecht – ich bin unter Ladinern, einer Volksgruppe in Südtirol. Hermas spontane Zusicherung, in „meiner“ Woche nur deutsch zu sprechen, bleibt Wunschdenken. Zu sehr ist die Familie in dieser komplett fremden Sprache verhaftet.

Auch nach einer Woche erschließen sich nur minimale Ansätze des Verstehens aus dem Zusammenhang. Die

Höflichkeit gebietet trotzdem, Deutsch zu sprechen, sobald ich in das Gespräch einbezogen werde.

Lebensmittelpunkt auf 1500 Meter

In der Vorabinformation der Bergbauernhilfe heißt es, man verbringe den Alltag und das Familienleben mit den Gastgeber. Wo steht was in Küche und Speis? Was, du bügelst sogar die Unterwäsche? Zweimal am Tag warmes Essen. Letzteres war wohl das Ungewöhnlichste. Aber es muss sein. Bei so viel körperlicher Arbeit, an sechs Tagen in der Woche, reicht den Männern Brot und Speck am Abend nicht. Nach einem langen Arbeitstag, der meistens gegen 20 Uhr endet, wenn die Arbeit im Stall erledigt ist, gibt's die zweite warme Mahlzeit.

Der Hof – an die Hänge der Ortschaft Wengen auf 1500 Meter wie ein großes Vogelhaus gebaut, steht da, wo ein wenig ebener Boden es zulässt. Es ist Giacomos Geburtshaus, Herma stammt von einem Bauernhof auf der gegenüberliegenden Seite des Tals. Nur einmal hat Giacomo den Hof für zwei Wochen verlassen, zur Kur nach Meran. Wen wundert's da noch, dass er kaum Deutsch spricht (dafür aber umso mehr versteht ...).

Fremde Religionen und tiefer Glaube

So gibt es Dinge, von denen hier oben noch keiner gehört hat. Zum Beispiel, dass es evangelische Christen gibt und eine auch noch leibhaftig vor ihnen steht. Das löst sehr



großes Erstaunen aus. Denn die Ladinern sind katholisch. Meine Beschreibung der religiösen Unterschiede, beschränke ich auf: Frauen dürfen Pfarrerin werden, und Pfarrerrinnen und Pfarrer dürfen heiraten. Daraufhin macht Herma den Zölibat schnell als möglichen Grund für den Nachwuchsmangel unter katholischen Priestern aus.

Jede Mahlzeit wird mit einem Gebet gesegnet – auf Ladinisch natürlich. Kruzifixe und das Bild eines Heiligen, von dem ich noch nie gehört habe, schmücken die Wände in Stube, Küche, Schlafzimmern. Die für mich fremde Religiosität gibt ihnen Halt.

Hausarbeit, Feldarbeit, Handarbeit

Ich helfe Herma viel im Haus, beim Kochen der Südtiroler Gerichte, Bügeln, Saugen. Wie viele Fenster das Bauernhaus hat, merke ich erst, als ich mich anbiete, sie alle zu putzen. Unmöglich, das an einem Tag zu schaffen, zumal ab dem dritten Tag auch noch die Heuernte ansteht, wenn das Gras trocken ist. Maschinen nehmen den menschlichen Händen viel Arbeit ab, auch an den steilen Hängen, die die Südtiroler Bergbauern bewirtschaften. Beeindruckend ist der Mäher: ein Lenker wie bei einer Harley, nur noch breiter, und zwei Räder mit extrem scharfen und hohen Zähnen. So kann das Gerät selbst am steilsten Hang nicht umkippen. Jung-Bauer Peter bedient ihn im Schlaf, genauso wie Graswender und Heuwagen, hinter denen wir aufräumen. Nur wenn es ganz steil wird,

müssen Giacomo mit der Sense und wir mit dem Rechen ran. Giacomo und Herma kennen die Zeiten ohne Maschinen noch aus ihrer Kindheit. Da musste jede Hand mithelfen, auch wenn sie noch so klein war. Giacomo macht immer noch viel mit den Händen, die Maschine zum Holzscheitelhacken hat er schon zu gut kennengelernt. An einer Hand fehlen ein paar Fingerkuppen, wie er mir eindrucksvoll zeigt.

Zwei Küken und ein Kälbchen

Toll finde ich den Holzherd, in dem diese Scheitel landen. Er funktioniert einwandfrei, Holz ist genug da, denn die Familie hat mehrere Hektar Wald. Und jetzt macht der Herd an den ersten, kälteren Abenden die Küche mollig warm. In dieser Woche ist Paolo zu Besuch, einer der drei Enkel von Herma und Giacomo. Der Zehnjährige liebt die Tiere auf dem Hof. So versorgt er die fünf Katzen mit Speiseresten von Herma. Ins Haus dürfen sie nicht. Paolo zeigt mir auch eine weiße Henne. Sie brütet gerade über neun oder zehn Eiern, so genau weiß das nur sie. Und sie bewegt



sich kaum von ihren Eiern weg. Zwei Küken schlüpfen. Dabei bleibt es leider. Die restlichen Eier verharren im Stadium Eiweiß/Eigelb oder sind Totgeburten. Herma hält sie in ihrer Handfläche. Der Biologie-Unterricht war nicht so anschaulich. Dass in diesen Tagen auch noch ein Kälbchen quasi von selbst auf die Welt kommt, geht vor lauter Gackern fast unter. Kälber gibt es eben öfter als Küken. Den Stall betrete ich nur, um das Kleine zu besuchen, sonst reiße ich mich nicht um diesen Ort. Die 15 Milchkühe sind das ganze Jahr über drinnen. Große, ebene Wiesen direkt am Hof wie in Bayern gibt es hier nicht. Nur das Jungvieh wird den Sommer über auf eine Alm gebracht.

Kirchgang auf Ladinisch

So vergehen die Tage – einerseits schnell und andererseits lang, wahrscheinlich weil die Eindrücke so intensiv sind. Weil ich am Montag an- und abreise, darf ich auch noch den einzigen freien Tag der Woche erleben. Es ist der Tag des Herrn, an dem nur gearbeitet wird, wenn es nicht anders geht, zum Beispiel wenn sich für Montag schlechtes Wetter – in Südtirol allgemein „Störung“ genannt – ankündigt. Herma hat gefragt, ob ich zur Messe mitkommen will. Sicherheitshalber vergewissere ich mich, dass nicht zu viel Weihrauch geschwenkt wird. Die große Kirche von Wengen ist so gut wie voll. Die Männer sitzen vorne, getrennt von den Frauen. Nur vereinzelt sieht man

ein paar jüngere Frauen zwischen ihnen. Herma nimmt mich mit nach hinten. Leider wird nur ein deutsches Kirchenlied gesungen, sonst ist fast die ganze Messe auf Ladinisch. Sogar das Vaterunser verpasse ich!

Der Priester ist der Cousin von Giacomo. Er wurde aus dem Ruhestand zurückgeholt, nachdem der Vorgänger verstorben war. Wie lange er aushelfen muss – keiner weiß es, es herrscht wie gesagt Nachwuchsmangel. Nach einer knappen Stunde spricht der Priester den Segen. Dann kommt der Teil des Kirchenvormittags, der mindestens genauso wichtig ist: Ratschen beim Wirt gegenüber.

Sonntagsausflug zur Alm

Für die Bergbauern ist das in den arbeitsreichen Sommermonaten die einzige Möglichkeit, sich auszutauschen. Auch nach der Messe bleibt man unter sich, auf ein Bier oder einen Kaffee. Eine Deutsche an unserem Tisch, die schon über dreißig Jahre im Tal lebt, berichtet über ihre Erfahrungen mit den Freiwilligen der Bergbauernhilfe. Ich habe den Eindruck, dass sie die Helfer ganz schön beansprucht. Herma hat offenbar das gleiche Gefühl, und ich sage ihr danach, dass ich froh bin, in ihrer Familie zu sein.

Nach Sonntagsbraten und einer kurzen Rast wollen wir uns oberhalb des Bauernhofs am Almboden Armen-tara treffen. Ich gehe zu Fuß vor, Herma und Giacomo kommen mit dem Allrad-Panda nach. Sie haben eine



Sonderfahrgenehmigung wegen der Heuernte, die hier oben im August startet. Armentara, unterhalb der Gipfel Neuner- und Zehnerspitze, ist ein wunderbarer Almboden. In diesem Naturgebiet darf nichts verändert werden, neue Hütten gibt es nicht. Im August zur Heuernte ist hier die Hölle los, denn zusätzlich sind die Italiener zur Sommerfrische da. Man kann sehr weit hochfahren und muss dann nur wenige Höhenmeter zu Fuß überwinden, um dieses Paradies zu erreichen.

Gedanken voller Dankbarkeit

Ich genieße den freien Nachmittag mit den beiden, probiere Buchteln und verabschiede mich dann zu einer anderthalbstündigen Rundwanderung. Ich bin allein mit der Natur, der herrlichen Berglandschaft und meinen

Gedanken. Nur vereinzelt treffe ich auf andere Wanderer, singend wandere ich auf einem Steig durch den Wald. Ich freue mich über die schöne und intensive Zeit bei Herma, Giacomo und ihrer Familie. Ich bin dankbar, dass sie mir einen Einblick in ihre Art zu leben gegeben haben. Auch wenn sie vielleicht manchmal ein wenig neidisch geschaut haben, wenn ich vom Leben im Tal erzählte oder davon, wo ich schon war in der Welt. Sicher würden sie nicht tauschen mit mir. Denn die Wurzeln im Gadertal sind schon sehr stark. Da jemanden auf Dauer zu verpflanzen ist sicher nicht leicht.

Der Bauernhof hat in dieser Juniwoche seine Frau auf Zeit gefunden. Nur der Jung-Bauer Peter ist noch Single. Hoffentlich bleibt ihm die Teilnahme bei „Bauer sucht Frau“ erspart! Ich drücke ganz fest die Daumen.

Allein bin ich nichts

Haiku, Monika Ziegler

anders
wachsen



*Allein bin ich nichts
Begegnung und Beziehung
aber ist alles.*



„Bis in den Himmel“ wuchsen die Bohnen aus dem Lieblingsmärchen „Jacky und die Wunderbohne“ meines Sohnes, als er noch klein war und selbst noch immer weiter dem Himmel entgegenwuchs.

In diesem Märchen lungerte die Armut in einem kleinen Häuschen einer Witwe und ihrem Sohn namens Jacky. Um wieder ein bißchen zu Geld zu kommen, sollte Jacky das letzte Hab und Gut – eine alte magere Kuh – auf dem Markt verkaufen. Doch wie wurde sie zornig, als Jacky nicht mit Geld, sondern mit drei Bohnen wiederkehrte. Diese hatte er im Tausch für die Kuh von einem wunderlichen alten Mann erhalten, mit dem Versprechen, dass diese Bohnen bis in den Himmel wachsen würden. Davon wollte die Mutter gar nichts hören. Hinaus warf sie die Bohnen, in hohem Bogen. Doch, wie soll es auch im Märchen anders sein, am nächsten Tag konnte Jacky die Bohnenranke hinaufklettern. Bis in den Himmel.

Mir scheint, die Mutter ist eine Frau unserer heutigen Zeit. Darauf gefaßt, betrogen zu werden, den Worten eines Menschen keinen Glauben mehr schenken, nicht mehr vertrauen können. Dass das Wortsaatgut eher ein Wortsattschlecht ist. Dass die Samentütchen zwar knallig bunt und ansprechend bedruckt sind, aber ihr Inhalt bei der Ernte keineswegs den Versprechungen standhält. In

diesem Tütchen sei „Solidarität“. Wenn man es sät und wartet, kommt nur Ellbogenmentalität zum Vorschein. Bei dem Tütchen „Vertrauen“ erntet man Angst und bei dem Tütchen „Liebe“ wächst Besitzdenken, Unverständnis und Gewalt.

Über diese Dinge nachsinnend ging ich an einem kalten, aber lichtvollen Tage meines Weges und stieß am Wegesrand auf ein kleines Häuschen. Es zeigte sich betagt: der Lack platzte an Fenstern und Türen ab und die Mauern buckelten sich. Das Häuschen wirkte auf eine geheimnisvolle Weise lebendig und beseelt. Mein Blick ließ sich von einem Schild über der Eingangstür einfangen. Dort prangte in grünen Lettern „Konfuzianisches Wortsaatgut“.

Hinter meinem Rücken erklang eine weibliche, warme Stimme, die mich begrüßte. Ich drehte mich um und sie deutete meinen fragenden, erstaunten Blick richtig: „Ja, was das wohl ist, konfuzianisches Wortsaatgut. Das haben sich schon viele gefragt, was das bedeutet. Aber eigentlich weißt du es ja, weil du auf der Suche bist. Konfuzius hat einmal folgendes gesagt: `Wenn die Sprache nicht stimmt, dann ist das, was gesagt wird, nicht das, was gemeint ist. So kommen keine guten Werke zustande, also dulde man keine Willkür in den Worten.`“

Ich nahm mir sein Wort zu Herzen und nahm von den guten Werken „Samen“, die ich hier seitdem sicher verwahre. Für den 5 vor 12 Fall. Wenn den Menschen klar wird, dass, wenn sie diese Erde retten wollen, die Basis nur ein sich gewandeltes Bewußtsein sein kann. Und sie wieder Wort und Tat in Einklang bringen wollen. „Willst du Saatgut mitnehmen? Nimm dir soviel, wie du willst

und wie du auch gleichzeitig fürsorglich pflegen und schützen kannst. Und gib sie weiter an diejenigen, die es auch haben wollen.“

Tief berührt von ihrer Arbeit und ihrem Geschenk schlenderte ich weiter. Und traf Dich.

„Magst du auch ein Tütchen haben?“



*Wenn die Sprache
nicht stimmt,
dann ist das,
was gesagt wird,
nicht das,
was gemeint ist.*

Wir reden, aber wir schwatzen nicht

Von Stephanie Wochinger

In der Begegnung

*Ohne
HinHÖREN*

Ohne Stille

*Wörter
Durcheinander wirbeln*

*Lautes, nutzloses
Im VIELgespräch*

*Fürs Wesentliche
Unerreichbar geworden*

*AbsichtsLOS
Die Sprache
AusKLINGEN lassen*

Atmen

Und JETZT

*Erscheint
Die Einfachheit
Im WortGESPRÄCH*

*Ein Reden
Das BEWUSST
Ein lauschen
Und ein WIRKEN*

WERDEN lässt.

Sprechen?

Zuhören.

schweigen

Wortgeschwafel

**SPIEGEL
2BIEGEL**

schweigen

Wortgeschwafel

flüster, flüster

Sprechen?

schwafel

schweigen

*F****ashion-Trip nach Goa***

Von Ines Wagner

„Wir machen nur einen kleinen Ausflug. Hab keine Angst, Anna Lina, du bist nicht in Gefahr. Falls du dich wunderst, wie du hierher kommst, wir haben dich sozusagen entführt.“ Mehr noch als das Wort „entführt“ und der Singsang des indischen Englischakzents macht auf sie Eindruck, dass die drei ihren richtigen Namen kennen. In Ihrem Blog nennt sie sich Lina Lou. Kürzlich wurde sie unter den zehn angesagtesten Fashion-Bloggerinnen Deutschlands gelistet, das ist nicht nichts. Darum war sie zur Indian Beach Fashion Week eingeladen worden. Wenn man da dabei war, war man wer. Aber wie kam sie nun hierher?

Ihr Kopf schmerzte nicht, ihr war auch nicht schwindelig, sie war einfach in diesem Auto aufgewacht, mitten auf einem sechsspurigen Highway. Ihr erster Reflex, während der Fahrt rauszuspringen, war lächerlich. Kurz darauf war der Verkehr ins Stocken geraten und eine Handbewegung später wusste sie, die Zentralverriegelung war zu. Mitten auf dem Highway lag eine Kuh und der Verkehr schlängelte sich sechsspurig um sie herum. Mageres Gestell, schöne Augen, hätte auf den Laufsteg gepasst, denkt sie sarkastisch. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als mit den drei jungen Indern, einem Jungen und zwei Mädchen, im Auto zu sitzen. Keine Ahnung, wohin

die Fahrt ging. Gefährlich sehen die zumindest nicht aus, eher wie Studenten, denkt sie.

Sie überprüft ihre Habseligkeiten. Für Goa hatte sie sich eine neue Handtasche gekauft. Darin war auf den ersten Blick alles an seinem Fleck, die Geldbörse des italienischen Luxuslabels, ihr Reisepass, auch die Spiegelreflexkamera, mit der sie die Fotos für ihren Blog schießt. Aber ihr iPhone fehlt, auch das ist nagelneu. En Vogue im Techniksektor zu sein ist genauso wichtig wie in der Mode. Lifestyle als Gesamtkunstwerk, ihre Leidenschaft, ihr Leben, ihr Job. Jetzt wedelt das Mädchen vorne mit ihrem Mobiltelefon. „Was soll das?“ Sie versucht, ihr das Handy zu entreißen, aber es gelingt ihr nicht. „Das glaubt mir keiner“, denkt sie und lässt sich in den Sitz zurück fallen. Sie ertappt sich bei der Überlegung, wie sie es in ihrem Fashion Blog ausschlachten könnte: „Kidnapped in Goa.“ Wenn sie doch bloß ihr Smartphone hätte, sie würde sofort loslegen.

Eine halbe Stunde später verlassen sie den Highway, fahren durch heruntergekommene Vororte und marode Siedlungen aus Fabrikhallen und Wellblechhütten. Nach einer Weile hält der Wagen vor einer mehrstöckigen Lagerhalle, flankiert von unzähligen elenden Baracken, Stacheldraht rundum. Die drei Begleiter bedeuten ihr,



mitzukommen. „Wir zeigen Dir, woher dein T-Shirt stammt, wer deine Jeans näht, den Stoff dafür färbt“, sagt das Mädchen neben ihr, das sich mit Jyoti vorgestellt hat. Ihr schwant Schlimmes. Gehört hat sie davon. Zugegebenermaßen auch Bilder gesehen, ein paar Beiträge überflogen und es doch gleich wieder aus ihren Gedanken verbannt. Ihre Welt ist der glitzernde Bereich der Mode. Sie hat Spaß am Shoppen, Posten, Bloggen, an immer neuen Klamotten, Partys und Hochglanzmagazinen. Den will sie sich nicht verderben lassen. Aber was bleibt ihr schließlich übrig, sie steigt mit den anderen aus. Sie stecken sich Ausweise an, auch sie bekommt einen, mit ihrem Namen und Passbild, das findet sie am Unglaublichesten. „Mumbai University“ steht darauf. Jyoti hat einen Stapel Papiere und Vollmachten dabei, trotzdem sind die Verhandlungen mit dem schwer bewaffneten Pfortner langwierig, bis sie schließlich hinein dürfen.

Drinnen sitzen bei stickiger, staubiger Luft unzählige sehr junge Mädchen und Frauen in engen Reihen an Nähmaschinen. Sie durchschreiten endlos lange Räume und überall ist das Bild das Gleiche: Im ohrenbetäubenden Lärm ratternder Nähmaschinen sieht sie müde, graue Gesichter. Der Fahrer ihrer kleinen Gruppe, der laut Namensschild Yogesh heißt, erklärt ihr „Sumangali“. Das ist das sogenannte „Glückliche Braut“-Prinzip, mit dem hunderttausende Mädchen aus den Familien unter falschen Versprechungen weggelockt und in der

Textilindustrie versklavt und ausgebeutet werden. „Die Baracken dürfen wir nicht besichtigen“, erklärt Yogesh. „Wir dürften sowieso nicht hier sein, aber zum Glück hat der Wachmann unsere gefälschten Papiere akzeptiert“, ergänzt Jyoti. In den Baracken schlafen die Mädchen in fensterlosen Zimmern zu Zehnt auf dem blanken Fußboden. Sie arbeiten sieben Tage die Woche und dürfen das Fabrikgelände 4 Jahre lang nicht verlassen. So lange gilt der Arbeitsvertrag, erfährt sie. Danach bekommen sie ihren Lohn von etwa 1000 Euro ausgezahlt, ihre sogenannte Mitgift, wenn sie nicht vorher vor Erschöpfung gestorben sind. Auch das käme häufig vor. Oftmals sei der Anteil des Arbeitslohnes am Ladenpreis der Bekleidung gerade mal ein Prozent, ob sie sich das vorstellen könne. Und viele der Mädchen seien gerade einmal zwölf. So jung, denkt sie schockiert, und sieht sich im Alter von zwölf Jahren am Tegernsee mit Papa im Segelboot, glücklich und unbeschwert.

Eine gefühlte Ewigkeit später ist sie froh, wieder im Auto zu sitzen. Aber das war erst der Anfang. Kamala, das andere Mädchen, kündigt ihr mit fröhlich klingenden Armreifen an, dass sie nun zur Färberei führen. Lina hakt noch einmal nach: Wieso hätten sie nicht in die Fabrik hinein gedurft. Waren die Papiere wirklich gefälscht? „Sagen wir es mal so“, beginnt Jyoti, „es ist ein Studienprojekt, aber kein offizielles. Selbst an der Uni ist „Sumangali“, das „Glückliche Braut“-Thema, noch weitestgehend

ein Tabu. Und die Fabriken lassen fast niemanden von Außen hinein, erst recht keine Journalisten. Deswegen haben wir darauf geachtet, dass du fotografierst, wenn die Wachhabenden es nicht bemerken. Deine Fotos sind sehr wichtig!“ Yogesh ergänzt: „Wir sind eine sehr kleine Gruppe im Fachbereich Textiltechnologie und haben sozusagen ein Piraten-Projekt ins Leben gerufen, mit dem wir international darauf aufmerksam machen wollen. Die Hilfsorganisationen tun das sowieso. Aber die werden als Öko-Spinner abgetan. Und auf die hört ja ohnehin keiner aus eurer Gilde!“, sagt er mit einem sehr ernststen Blick auf sie im Rückspiegel. Lina fühlt, wie ihr die Röte ins Gesicht schießt. Sie weiß, worauf er hinaus will, und schweigt.

Die nächste Station kündigt sich schon eine Weile vor ihrer Ankunft durch beißenden Geruch an. Noch bevor sie anhalten, ist es Lina bereits schlecht. Sie hat ihrer Handtasche ein Tuch entnommen, das sie mit Parfüm beträufelt und vor ihre Nase drückt. Jyoti hält ihr ein paar Sneaker hin, als sie aussteigen. Sie schaut an sich herab, auf ihre nagelneuen Sandalen, die ein Vermögen gekostet haben und durch die Nähreifabrik bereits vollkommen eingestaubt sind, genau wie ihre Füße. „Diesmal wird es gefährlich für deine chicen Klamotten“, sagt Kamala ohne jeglichen Anflug von Spott und reicht ihr einen einfachen Baumwollsari. Lina verdreht still die Augen und denkt an ihre Blog-Rubrik „Travel diary with outfit.“ Dieses Reisetagebuch-Outfit würde sich auf



sehr ironische Weise wesentlich unterscheiden von den letzten Fashiontrips nach New York und Ibiza, ja auch von dem Tag der Fashionshow in Goa. Aber sie tut, was man von ihr verlangt.

Die sogenannte Färberei ist ein Gelände, bestehend aus äußerst maroden Lagerhallen und Außenbereichen mit rechteckigen Becken, die gefüllt sind mit Textilien. Lina sieht viele halbwüchsige Jungen, die Schubkarren mit Kleiderbergen zwischen den Färbebecken umherfahren oder Säcke huckepack tragen. In den Becken selbst stehen Männer mit bloßen Füßen in einem Sud aus Wasser, Farbe und dampfenden Chemikalien. Die Ware wird durch rhythmisches Stampfen bei 30 Grad Celsius zugleich gefärbt und chemisch fixiert, wird ihr erklärt. Der beißende Geruch treibt ihr die Tränen in die Augen. Ungläubig über das, was sie sieht und riecht, läuft sie an der Seite von Jyoti, Kemala und Yogesh zwischen den Färbebecken und Baracken umher, taumelt mehr, als sie geht. Sie hält immer noch ihr Tuch vors Gesicht gepresst. Auf einer angrenzenden riesigen Wiese wird die gefärbte Ware zum Trocknen ausgelegt und in Karren, die von abgemagerten Pferden gezogen werden, abtransportiert.

**Jede
Jeans nur
2,99**

Es sind fertige Artikel: Jeanshosen, Hemden, Kleider. Überall verstreut liegen außerdem Berge von Textilmüll. Dazwischen kochen die Arbeiter mit ihren blauen Beinen ihr Mittagessen auf einfachen Kochstellen, zum Teil auf offenem Feuer. Die Farbe geht von der Haut sicher nie mehr ab, denkt Lina. Unter dem Baumwollsari fühlt sie ihre Jeans auf der Haut brennen. Nicht nur dort, überall juckt nun ihre Haut.

Wie viele Jeans besitzt sie? Zwanzig, dreißig oder sogar eher vierzig? Für Jeans hat sie nie viel Geld ausgegeben, ebenso wenig für T-Shirts, Blusen, Kleider. Sollte ja dauernd was Neues sein. In den Blogger-Videos auf YouTube haben sie gegenseitig angegeben, wer die besten Schnäppchen gemacht hat auf ihrer Jagd nach den neuesten Trends. Nur bei Handtaschen und Schuhen hat sie Wert auf Qualität und Label gelegt. Das sind Statussymbole. Ein junger Arbeiter hat eine offene Wunde am Bein, blutrot leuchtet sie im Blau der Wade, ohne Verband. Mit Krücken hinkt er dicht an ihnen vorbei. Lina übergibt sich im Schatten einer windschiefen, provisorischen Latrine, sanft gehalten von Kemala, die besorgte Blicke tauscht mit Jyoti und Yogesh.

Erst als der Morgen bereits dämmt, öffnet sie die Augen und sieht vor sich das Hotel Grand Mercure auftauchen. Sie sind wieder in Goa. Lina fühlt sich vollkommen taub am ganzen Körper, dann ist sie mit einem Mal hellwach. Ihr Flug geht heute Abend! „Warum ich?“, fragt sie noch einmal. „Weil du Modedesign studiert hast und Journalismus. Es ist noch nicht so lange her, aber du hast das schon vergessen über all dem Fashionhype deiner Glamourwelt. Erinnere dich und schreib!“ sind Jyotis letzte Worte, begleitet von einem vertrauensvollen Lächeln. Dann ist das Auto auch schon wieder verschwunden.

Als das Flugzeug abhebt, denkt sie noch einmal an diesen kurzen Abschiedsmoment. Ihre Hand spielt nachdenklich mit dem kleinen Zettel, der aus ihrem Reisepass geflattert ist, als sie eingetaktet hat. „Sei Du die Veränderung in der Welt, die Du gern sehen möchtest“ steht darauf. Und in Klammern: Mahatma Gandhi.

*Sei Du die Veränderung
in der Welt, die
Du gern sehen möchtest*





Der Weg führt nach innen

Haiku, Winnie Freund

*Der Weg führt nach innen –
Schicht um Schicht
Das Leben ist Anstoß,
Bewährung, Spiegel
Allein durch mein Sein
trage ich bei*

Kaluga, westlich von Moskau, gegen Mittag. Sergej steht inmitten eines Getreidefeldes und zerreibt eine Ähre zwischen den Fingern. Er hat sie aus dem Blumengesteck seiner Sekretärin genommen. Denn das, was vor ihm auf dem Feld wächst, hat damit keine Ähnlichkeit mehr.

Longsheng, ein kleines Dorf in der südchinesischen Provinz Guangxi, Erntezeit. Li kniet auf dem Boden und weint. Der Wettergott hat es dieses Jahr gut mit ihnen gemeint. Nicht zu kalt, nicht zu heiß, die Felder wurden rechtzeitig geflutet. Und doch ist der Reis nicht gewachsen. Irgendwann war er einfach stehengeblieben, als würde er nachdenken. Und dann umgekehrt. Halm für Halm verschwand wieder dort, wo er herkam: in der Erde.

NASA, Luft- und Raumfahrtbehörde, Washington, D.C. Tom ruft seinen Kollegen zu sich. „Dave, schau dir das an – sowas habe ich noch nie gesehen!“

Dave beugt sich über Toms Schulter und blickt auf den Bildschirm. Schwarze Linien wie Ameisenstraßen, ziehen sich quer durch die afrikanische Savanne.

„Was ist das?“, fragte Dave.

Tom zoomt den Bereich größer. „Menschen, ganze Ströme von Menschen“, sagt er.

Dave schluckt. „Wie viele werden das sein?“

Tom zuckt mit den Schultern. „Keine Ahnung, Tausende. Frag lieber, wo die alle hin wollen.“

Sie sehen sich an. Dave fährt sich durch die Haare. „Muss wohl mit der Hungerkatastrophe zu tun haben“, sagt er und geht sich einen Kaffee holen.

Im Jahr darauf, Frühling, irgendwo in Bayern: Bauer Leitner springt von seinem Traktor, der Boden ist zu matschig, um umgearbeitet zu werden. Wie verhext dieses Jahr, nichts anzufangen auf den Äckern! Sein Blick fällt auf den Kastanienbaum, der am Rand des Feldes steht. Leitner nimmt den Hut vom Kopf und kratzt sich. Die Blätter des Baumes sind braun und schrumpelig, dazwischen stachelige Kastanien. Leitner hätte schwören können, dass der Baum vor ein paar Tagen schon geblüht hat.

Cornwall in England, im Frühsommer. Matthew wagt sich schon seit Tagen nicht mehr aus dem Haus, die Gardinen vor den Fenstern fest zugezogen. Zitternd sitzt er in seinem Sessel. Obwohl sein Garten bei Touristen bekannt dafür ist, die erlesensten Rosenarten zu zeigen, ist es totenstill da draußen. Keine durch die Reihen schlendernden Touristen, die Matthew beglückwünschen



zu allem, was ihnen in den Weg wächst. Denn von all der Pracht ist nicht viel übrig. Nur braune Erde. Dave vermutet einen Pilz oder einen Schädling, der den ganzen Bestand nach und nach vernichtete. Anders kann er sich nicht erklären, was mit seinen Rosen geschehen ist. Als hätte jemand einen Film rückwärts laufen lassen, begannen sie zu schrumpfen, immer mehr und wurden schließlich vom Boden verschluckt. Als die Tulpen dieses Jahr nicht austrieben, hatte er sich noch nichts dabei gedacht. Jetzt erträgt er das eintönige Erdbraun vor seinem Fenster nicht mehr.

„Wegen Krankheit geschlossen“, steht auf dem Schild, das er vor ein paar Wochen an sein Tor gehängt hat. Matthew lässt die Touristen in dem Glauben, dass er damit gemeint ist.

Ein Jahr später, in Berlin. Der Agrarminister tobt. „Ist mir scheißegal, wie lange Sie schon nicht mehr geschlafen haben! Finden Sie endlich die Ursache für das Pflanzensterben raus oder ich dreh ihnen den Kopf vom Hals!“

„Himmel, ich sagte Ihnen doch schon: Wir wissen es nicht! Die Grünen sagen, es liegt am Genmais, die Roten, es ist Sabotage, die Russen vermuten einen Komplott und die ganzen restlichen Spinner sind der Meinung, die Außerirdischen haben unseren Planeten auf links gedreht!“

„Und wenn der Teufel persönlich dahinter steckt: Finden Sie es verdammt noch mal raus!“

Der Agrarminister beendet das Gespräch, indem er sein Handy an die Wand knallt.

Auch der kurz darauf stattfindende weltweite Krisengipfel bringt kein Ergebnis. Es ist tatsächlich so, als hätte die Erde den Rückzug befohlen.

Jahre später, eine kleine Hütte in Mexico. Lorena wacht auf. Wie immer hungrig und mit vom Weinen verklebten Augen. Ihr jüngerer Bruder schläft noch. Sie steht auf, obwohl sie schon seit Wochen keine Ziegen mehr melken muss. Still ist es geworden in ihrer Hütte, in ihrem Dorf, auf der Welt.

Ihre nackten Füße stoßen gegen ein kleines Säckchen. Sie hebt es auf, löst die Schnur und blickt hinein. Lorena hält die Luft an. Vorsichtig schüttet sie etwas von dem Inhalt in ihre Hand: Es sind Maiskörner. Dicke, gelbe Maiskörner. Sie fragt sich nicht, wie die hierher gekommen sind. Und sie überlegt auch nicht lange, was sie damit tun will. Sie springt auf und läuft aus dem Haus. Ein paar Schritte hinter der Hütte kniet sie sich auf die Erde und zieht mit dem Finger eine Furche. Ein Maiskorn nach dem anderen lässt sie hineinfallen und schiebt braune Erde darüber.

Lorena sagt niemandem etwas. Erst als sie nach ein paar Tagen grüne Spitzen aus der Erde ragen sieht, ruft sie nach ihrer Tante.

Anders wachsen in Zeiten großer Verunsicherung durch Terror

Wir können versuchen die Macht im Außen durch die Macht im Inneren zu besiegen.

Von Stephanie Wochinger

W

Ungewiss

Was kommt

Angst

Verzerrt

Die Wirklichkeit

Das was wichtig scheint

Das was trägt

Das was Vertrauen schenkt

Und das was Sicherheit

uns gibt

Wird durch

ZUVIEL

An Information

Zerstört

Anschlagsplan

Neues Feld der Panik

UND die

Macht des Schreckens

Hochgekocht und

Doch

So

Wirklich

Nah

Wer ist der

Gegenüber

Und

Wird ER es sein

Und Unglück bringen ?

Gibt es Sicherheit

Denn ÜBERHAUPT ?

Wachsen im Vertrauen

Für das GUTE

Wird nun

Wichtig werden

Um

Frieden finden

In uns SELBST



Theater mit Menü

Von Monika Ziegler

Ich bin begeistert. Diese Geschichte des Zen-Meisters muss ich weitergeben, als Ansporn und Beispiel.

Da lebte also vor langer Zeit ein anerkannter Zen-Meister in Japan. Eines Tages kamen die Nachbarn zu ihm mit einem Baby auf dem Arm. Sie erklärten ihm voller Abscheu, dass ihre Tochter gestanden habe, dieses Kind von ihm empfangen zu haben und nun solle er sehen, wie er das Kind groß ziehe. Der Meister sagte: „Ist das so?“ und nahm das Baby. Liebevoll zog er es auf. Alle Dorfbewohner wandten sich von ihm ab, er konnte mit Mühe sein und das Überleben des Kindes sichern.

Nach einem Jahr standen die Nachbarn wieder vor der Tür. Sie baten um Vergebung, die Tochter habe sich jetzt offenbart, der Vater sei ein junger Fischer und sie forderten das Kind zurück. Der Zen-Meister sagte: „Ist das so?“ und gab ihnen das Kind.

Keine Rechtfertigung, keine Suche nach der Wahrheit, einfach Annahme dessen, was ist. Das widerspricht diametral unserer westlichen Lebensart. Recht haben, Recht

behalten, was Recht ist muss Recht bleiben, das setze ich bei Gericht durch, das übergebe ich meinem Anwalt.

Ich habe mich zu einem Theaterabend mit dreigängigem Menü angemeldet. Es heißt, dass zunächst das Essen stattfindet und zwei Stunden später die Vorstellung beginnt. Da ich nur über das Theater berichten will, komme ich zwei Stunden später und muss erfahren, dass man das Essen in die Pause zwischen ersten und zweiten Akt verlegt hat und jetzt gerade das Essen serviert wird. Natürlich bin ich aufgebracht und beschwere mich. Warte auch nicht ab, sondern fahre ärgerlich nach Hause. Am nächsten Tag finde ich auf dem Anrufbeantworter eine Nachricht von der sogenannten Eventagentur vor. Sie hätten gehört, dass ich zu spät gekommen sei und sie hoffen, dass es das nächste Mal besser klappen würde.

Wütend fasse ich zum Hörer. Das muss richtig gestellt werden, sonst bleibt das ja bei denen hängen, dass ich unpünktlich und unzuverlässig bin. Wer bin ich denn? So nicht mit mir.

Ich lege den Hörer zurück.





Mit sanftem Fauchen schwebt ein großes Werbebanner quer übers Haus. „Was ist das denn?“ tönt es laut vom Balkon. Nanu, hat er noch nie einen Heißluftballon gesehen? Urs ist gern auf meinem Balkon. Soeben noch hatte er begeistert ausgerufen: „Deine Blumen blühen echt fantastisch, oder?“ Da muss ich zustimmen, für einen so kleinen Balkon ist es eine großartige Pracht. „Urs, alles okay?“ rufe ich aus der Küche. Ich koche uns gerade zwei Frühstückseier nach der Ogi-Methode, während draußen die Spatzen lautstark streiten. Wenn Urs zu Besuch ist, dreht sich alles um Energieeffizienz. Er ist ein erfahrener Spezialist in diesem Bereich. Jetzt aber steht er mit meiner gelben Plastik-Gießkanne in der Balkontür und wiederholt seine Frage. Ich konnte mich bisher noch nicht von ihr trennen, auch wenn ich mich bemühe, nach und nach alle Gegenstände aus Kunststoff aus dem Haushalt zu verbannen. Aber wenn ich diese alte

Gießkanne wegwerfe, um eine neue, beispielsweise aus Blech zu kaufen, dann habe ich ja auch wieder Plastikmüll produziert. Gar nicht zu reden von der Energie, die für die neue Kannenherstellung verbraucht würde. Ich habe einfach noch keine Lösung für mein Gießkannenproblem. Urs zeigt indes streng mit dem Zeigefinger in die Kanne hinein und erwartet eine Antwort. „Blumengießwasser“, erwidere ich schulterzuckend.

„Komm erst mal frühstücken“, sagte ich in der Hoffnung, er gäbe sich damit im Augenblick zufrieden. Weit gefehlt. Wenn Urs etwas hinterfragt, dann hinterfragt er etwas. Und zwar genau. Diesmal hinterfragt er die ungewöhnliche Farbe des Inhalts meiner Gießkanne. „Also“, gebe ich zu Protokoll, nachdem er sein perfekt gekochtes Ogi-Ei inspiziert und nichts zu beanstanden hatte, „das mit dem Blumengießwasser ist so: Ich war doch im letzten Sommer im Waldviertel in Österreich.

Da war eine irre Trockenperiode. Ich war Gast auf einem Hof zwischen Waldrand und Feldern, und es gab einfach kein Wasser. Statt das WC zu benutzen, haben wir in den Wald gepieselt, statt zu duschen, sind wir in den nahegelegenen Weiher baden gegangen und Zähne haben wir an der Regentonne geputzt.“ Urs schaut mich geduldig, aber verständnislos an. Ich weiß, er schielt insgeheim nach der gelben Gießkanne und fragt sich, ob ich beim gleichen Thema bin wie er. „Um es abzukürzen,“ sage ich deshalb: „...seitdem spare ich Wasser“. Ich erkläre ihm, dass der Inhalt meiner Gießkanne aus Resten von grünem und schwarzen Tee bestünde, gemischt mit Nudelwasser, Wasser, mit dem ich Reis gewaschen habe und dem vom Spargel, weil ich keine Lust hatte, es für eine Spargelsuppe aufzuheben. „Und das gibst du den Blumen?“ fragt er, immer noch angewidert. „Du hast doch selbst gesagt, dass sie fantastisch aussehen, die Blumen“,



sage ich, „und was für Menschen gut ist, warum soll es für Blumen schlecht sein?“.

„Kaffee?“ fragt er. Ich fange an, rumzudrücken. Heikles Thema. Mit meiner Nespresso-Maschine, die ich vor ein paar Jahren gekauft habe, ist es wie mit der Plastikgießkanne. Jetzt hab ich sie nun einmal. Ganz sicher würde ich sie heute nicht noch einmal kaufen. Soll ich sie aber weggeben, damit jemand anders damit Kapselmüll produziert und ich ein reines Gewissen habe?

„Kaffee leider nicht“, sage ich, „obwohl den die Rosen gern mögen, aber mit den verdammten Kapseln gibt's keine Kaffeereste.“

Nein, er meint jetzt allerdings, ob er noch einen Kaffee haben könne. Freilich! Ich bin froh, dass er nicht weiter auf das Thema „Kaffee in Kapseln“ einsteigt. Aber jetzt kommt sicher der Vortrag, dass das ganze Wassersparen der Umwelt auch nicht hilft, denn seit so viel Wasser gespart würde, müsste ja die Wasserwirtschaft täglich mehrere Millionen Liter Wasser zusätzlich durch die Rohre pumpen, damit die ganzen Anlagen nicht verkeimen. Eines der großen Öko-Irrtümer unserer Zeit. Aber auch davon kommt nichts. Ich bin erleichtert, ein entspanntes Frühstück. Ich drücke auf den Knopf und lasse noch einen

Lungo aus der Maschine. „Eierwasser auch nicht!“, sage ich nicht ohne Stolz. „...im Gießwasser“, und knüpfe am alten Thema wieder an. Schliesslich war Urs derjenige, der mir das Eierkochen nach der Ogi-Methode beigebracht hat. Der Schweizerische Bundesrat Adolf Ogi habe vor laufender Kamera ein Ei mit der optimalen Energieeffizienz auf einem Elektroherd gekocht, mit nur einem Fingerbreit Wasser, hatte Urs mir mit der Detailtreue eines Spezialisten bei der Wanderung am Stanzerhorn erklärt.

„Also das gleiche Prinzip wie ein Eierkocher?“, hatte ich gefragt. „Genau, nur ohne dass du noch ein zusätzliches Elektrogerät im Haushalt brauchst, das Strom frisst.“

Jetzt sitzt er nachdenklich am Frühstückstisch. Dann springt er auf und holt den kleinen Kaffeekocher aus dem Rucksack, mit dem er seinen Espresso am Berg zubereitet. Den drückt er mir in die Hand. „Hier“, sagt er, „für deine Rosen!“ Tatsächlich sehen die Rosen inmitten der Blütenpracht ehr traurig aus.

„Aber weisst du was dir fehlt?“, fragt er mit einem Siegerlächeln, dass nur Männer zustande bringen. Ich zucke mit den Schultern. „Ein Grill auf deinem Balkon! Ein Energiespar-Grill!“

Helfen – notwendig

Haiku, Monika Ziegler

anders
wachsen

*Helfen – notwendig
Die Arroganz des Helfens
Ist helfen schädlich?*



Bei mir bleiben

Haiku, Winnie Freund

*Bei mir bleiben,
meinem Weg folgen
Auf and're fokussiert sein
ist Kontrolle –
als Fürsorge getarnt*





Ich ging davon aus

Haiku, Monika Ziegler

*Ich ging davon aus
dass du denkst und willst und tust
doch du denkst anders.*

anders
wachsen

Spurwechsel-Initiative

*Die Spurwechsel-Initiative
sieht sich als Gemeinschaft von
Menschen, die sich auf den Weg
gemacht haben, ihr Leben in
die Hand zu nehmen, sich Ver-
änderungen zu stellen und dabei
bei sich selbst anzufangen.*

*Auf der Website erzählen wir
Geschichten von Menschen, die
diesen Weg erfolgreich gegangen
sind und bieten verschiedene
Werkzeuge für diejenigen an,
die noch unterwegs sind.*

*Wenn Sie Interesse an unserem
Projekt haben, dann nehmen
Sie bitte Kontakt auf mit:*

*Dr. Monika Ziegler
Draxlham 1
83627 Warngau
Tel.: 08020/9043094*

*monika.ziegler@kulturvision.de
www.spur-wechseln.com*



*Annehmen was ist, was kommt
Vertrau'n ins Leben
Planung verdeckt die Ohnmacht (Winnie Freund)*